
Bilder zu Migration auf dem Prüfstand

Rezension von: Max Haller (Hrsg.),
Migration und Integration: Fakten oder
Mythen?, Verlag der Österreichischen
Akademie der Wissenschaften,
Wien 2019, 297 Seiten, broschiert,
€ 18,90; ISBN 978-3-700-18421-8.

Einleitung

In einem Artikel von 1958 argumentiert Herbert Blumer, dass die Bilder und Charakterisierungen, die sich Gesellschaftsmitglieder voneinander machen, dazu beitragen, wie sich das Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Gruppen gestaltet. Dabei gehe es nicht nur um die Bilder von den „anderen“, sondern auch um die Bilder der „eigenen“ Gruppen, erzeugt jedoch zumeist über die Abgrenzung von den vermeintlich „anderen“. Dominante und einflussreiche Gruppen in der öffentlichen Meinungsbildung bedienen sich dabei zumindest vier Aspekten, um ablehnende und herabwürdigende Urteile bestimmten Gesellschaftsmitgliedern gegenüber zu begründen: ein Gefühl der Überlegenheit, dass die „anderen“ grundsätzlich verschieden seien, dass die Eigengruppe ein bevorzugtes Anrecht auf soziale und materielle Ressourcen hätte, und Angst, diese Privilegien von den so abgewerteten „anderen“ abgesprochen zu bekommen.¹

Solch homogenen Bilder der vermeintlich „anderen“ entstehen, nach Blumer, wenn einflussreiche Sprecher*innen der dominanten Gruppen sich untereinander in ihren Erzählungen und Charakterisierungen der „anderen“ laufend bestärken und dabei er-

mutigen, diese immer weiter voran und auf die Spitze zu treiben.

Eine solche Tendenz sieht Max Haller in Medien und Politik in Österreich und möchte dieser im von ihm herausgegebenen Buch eine „sachliche“, „unabhängige“, „analytisch-wissenschaftliche“ und dadurch schon „kritische“ Auseinandersetzung entgegenstellen. Im Vorwort weist er auf die Gefahr einer nationalistisch überhöhten, politischen Mythenbildung hin, die über eine Verfestigung von Vorurteilen und Stereotypen über Migration und einer emotionsgeladenen Unterscheidung zwischen „uns“ und „anderen“ sowohl sinnstiftende als auch mobilisierende Effekte zeitigen könne. Diese Mythenbildung basiere auf einem selektiven Umgang mit Informationen, Teil- und Halbwahrheiten, falschen Behauptungen und Lügen. Dagegen bringt er die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit „Migration“ in Stellung, die zu einer Versachlichung der oft polemisch geführten Debatten beitragen solle. Damit setzt sich das Buch hehre, aber auch ehrgeizige Ziele.

Aufbau des Buches und inhaltliche Schlaglichter

Dafür wählt es einen originellen Zugang. Siebzehn „fragwürdige Schlagwörter bzw. Aussagen“ (S. 21), die, nach Haller, in unterschiedlicher Intensität die obigen Kriterien für die Mythenbildung erfüllen, wurden aufgegriffen und von ForscherInnen unterschiedlicher Disziplinen (z. B. Soziologie, Politikwissenschaft, Ökonomie, Geschichte, Sprachwissenschaft) bearbeitet, wobei der Herausgeber und die AutorInnen nicht angeben, nach welchen Kriterien diese Aussagen ausgewählt wurden.

Diese Sammlung an Schlagwörtern allein bietet schon Einblicke in die tendenziös geführte öffentliche Debatte zu Migration. Sie decken unterschiedliche Themengebiete (z. B. Arbeitsmarkt, Bildungssystem, Fluchtgründe, Rechtssystem) und das Spektrum der von Blumer angeführten Aspekte der Herabwürdigung der „anderen“ ab: Überlegenheitsvorstellungen (z. B. „ZuwandererInnenkinder reduzieren die Qualität der Ausbildung“ und die „AsylwerberInnen sind meist AnalphabetInnen“), unvereinbare Unterschiede (z. B. „MigrantInnen wollen nicht Deutsch sprechen“ und erhöhen die „Kriminalität“), das eigene Anrecht auf gesellschaftliche Ressourcen und die Angst, dieses Privileg zu verlieren (z. B. „Politik unterstützt ZuwanderInnen mehr als Einheimische“, oder „Geflüchtete kommen, um unser Sozialsystem auszunutzen“).

In knappen Kapiteln widmen sich die AutorInnen den Aussagen, aufbauend auf ihre eigene Forschung und Expertise. Der Grundtenor, der sich durch (fast) alle Beiträge zieht, ist, dass eine Verkürzung auf wenige Schlagworte der komplizierten Lage rund um Migration nicht gerecht werde. Einige wenige weisen dabei auch explizit auf die politische und gesellschaftliche Funktion dieser Verkürzungen hin. So beschreibt Sylvia Hahn, wie im 19. Jahrhundert „Sesshaftigkeit“ zu einer sozialen Tugend überhöht wurde, bei gleichzeitiger Zunahme technisch beförderter als auch erzwungener Mobilität. Migration und Mobilität wurden demgegenüber abgewertet und auf eine Weise stigmatisiert, die bis in die Gegenwart reiche.

Ein Beispiel für eine gegenwärtige Art der Stigmatisierung von Migration findet sich im Beitrag von Laura Wies-

böck. Sie diskutiert, wie über den Begriff „Wirtschaftsflüchtlinge“ Menschen in Not ein Anrecht auf (grundlegende) Unterstützung abgesprochen werde. Über diesen (absichtlich) schwammigen und wertenden Begriff werde AsylwerberInnen und MigrantInnen generell unterstellt, den Wohlstand und das Sozialsystem vorsätzlich zu gefährden.

Dabei weisen Johannes Berger und Ludwig Strohner darauf hin, dass – alle Migrationsformen zusammengenommen – die öffentlichen Ausgaben für Migration die Einnahmen nicht übersteigen, sondern, im Gegenteil, klar darunterliegen. Ergänzend dazu kann der Beitrag von Franz Pretenthalern und Christoph Neger gelesen werden, die zwei ökonomische Studien zu den langfristigen Kosten von Zuwanderung von Geflüchteten besprechen. Auch wenn diese widersprüchliche Ergebnisse mit sich bringen, kommen die Autoren zu dem Schluss, dass die Situation weit weniger dramatisch sei, wie oft politisch und medial propagiert.

Und Gudrun Biffel bringt gegen das Argument, dass „ZuwandererInnen die Löhne besonders im untersten Segment drücken würden“, ins Spiel, dass starke Gewerkschaften, Betriebsräte und eine hohe Abdeckungsrate durch Kollektivverträge die Entstehung von segregierten Niedriglohnbereichen verhindern können. Es gehe bei dem Thema also weniger um Migration, sondern eher um Fragen der Organisation und Demokratisierung der Arbeitswelt. Gegen einen unterstellten Verdrängungseffekt argumentiert sie weiters, dass die ZuwandererInnen die Hauptbetroffenen von nachteiligen Entwicklungen am Arbeitsmarkt seien.

Folgt man besonders den letzten Kapiteln zu den Mythen der „Integration“,

drängt sich der Verdacht auf, dass die Dramatisierung von Zuwanderung einem klaren sozialpolitischen Zweck dient. Christina Schwarzl korrigiert und formuliert pointiert die Meinung, dass in „manchen Bezirken die ÖsterreicherInnen in der Minderheit“ seien, in die zutreffendere Aussage um, dass in „manchen Bezirken die Gutverdienenden bereits in der Minderheit“ seien (S. 200). So werde über die vordringliche Thematisierung einer höheren Zuwanderungsdichte in bestimmten Stadtteilen der räumliche Aspekt sozialer Ungleichheit, verursacht und verstärkt durch einen diskriminierenden Wohnungsmarkt und politische Versäumnisse, aktiv verdeckt und ignoriert.

Dabei hat, worauf Johann Bacher und Christoph Weber hinweisen, räumliche Segregation auch Auswirkung auf andere wichtige gesellschaftliche Teilbereiche, wie die schulische Ausbildung. Die Zusammensetzung von SchülerInnen sei unmittelbar von der Wohnraumpolitik abhängig und beeinflusse Faktoren wie Ausstattung der Schulen mit Ressourcen und die Unterrichtsqualität.

Dies sind nur einige Schlaglichter auf die reiche Sammlung an (vor allem quantitativen) Daten und Materialien, die in den einzelnen Kapiteln vorgestellt und fundiert diskutiert werden.

Leerstellen und Fazit

Ein weiteres selbstgestecktes Ziel des Buchs geht in den meisten der Beiträge allerdings unter. In der Einleitung wird die Frage aufgeworfen, inwieweit von den herangezogenen Aussagen von Mythen gesprochen werden könne. Wer an ihrer Herausbildung und Propagierung interessiert sei, wer zu

ihrer Entstehung und Verfestigung beitrage? Wenn dies in den einzelnen Kapiteln überhaupt angesprochen wird, dann beschränkt es sich zumeist darauf, zum Einstieg einzelne Zitate aus Medien oder von PolitikerInnen anzuführen. Welche Interessen damit verknüpft sind und verfolgt werden, wird nur in Ausnahmefällen aufgeworfen und behandelt. Auch wirkt die Auswahl der Zitate zu unstrukturiert, um darüber die Frage zu beantworten, wer aller an der Produktion der Mythen beteiligt sei. Dies unterminiert den hohen Anspruch, dass es sich hierbei um Fragen „analytisch-wissenschaftlicher Art“ (S. 20) handle und macht das Buch und die einzelnen Kapitel dadurch angreifbar.

Dieses Manko wird noch verstärkt, da die im Buch vorwiegend eingenommene Grundhaltung zur Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit dem folgt, was in der Wissenschaftsforschung als „Defizitmodell“ beschrieben wird. Dieses geht davon aus, dass es ein Wissensdefizit auf Seiten der Öffentlichkeit, der Laien, gebe, das von Seiten der Wissenschaft beseitigt werden müsse. Dabei wird ein starres Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft angenommen und auch selbst wieder, worauf Bogner (2012, S. 383) explizit hinweist, der Mythos aufgebaut, dass Wissenschaft immer gesichertes Wissen hervorbringe. Um diesen Mythos aufrechtzuerhalten, werden die in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung immer gegebenen Unsicherheiten und Unklarheiten der Öffentlichkeit gegenüber nicht offen kommuniziert und reflektiert.

Dadurch können diese Unsicherheiten und Unklarheiten aber, wenn sie außerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft sichtbar werden, Vorwürfe bedienen, dass die „etablierte“ Wissen-

schaft bewusst die öffentliche Meinung politisch steuern und beeinflussen wolle. Unter dieser Bedingung kann beispielsweise die oben erwähnte Besprechung der widersprüchlichen Ergebnisse zweier Studien zu den finanziellen Kosten von Fluchtmigration durch Franz Pretenthalern und Christoph Neger den Eindruck erwecken, dass die Wissenschaft nur das produziere, was die AuftraggeberInnen von ihr erwarten. Und auch die, wie ich finde, interessantesten Passagen im Buch, wo es darum geht, welche Schlussfolgerungen die AutorInnen bei nicht eindeutiger Datenlage (weil das Feld generell sehr komplex ist oder noch zu wenig Forschungsbemühungen zu den einzelnen Themen vorhanden sind) ziehen, können bei LeserInnen unter dieser Prämisse als Beleg angesehen werden, dass (auch) die „etablierten“ Wissenschaften die öffentliche Meinung nur politisch manipulieren wollen.

Dabei besteht immer die Gefahr, dass dadurch unbeabsichtigt zu etwas beigetragen wird, was Haller in der Einleitung offen beklagt: dass immer öfter „Tatsachen in Meinungen uminterpretiert“ (S. 32) werden. Dies lässt sich in der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit vielleicht nie komplett vermeiden. Eine Einladung, sich über das Buch mit der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Migration und auch den diesbezüglichen Unsicherheiten auseinanderzusetzen, wäre aber dahingehend hilfreicher gewesen als das beständige Pochen auf „Objektivität“ und „Fakten“. Denn ein erwähnenswerter zusätzlicher Wert dieses Buches besteht darin, auch einen Einblick in die vielseitige und vielschichtige Forschung zu Migration in Österreich zu bieten.

Was dem Buch meiner Meinung nach leider komplett fehlt und für die Frage, wer an der Herausbildung und Propagierung von Vorurteilen, Stereotypen und Mythen interessiert ist, von großer Bedeutung gewesen wäre, ist eine generelle Auseinandersetzung mit Vorurteilen und Rassismus in der (österreichischen) Gesellschaft: ein Kapitel, in dem der Kontext, die Geschichte, Funktion und Bedeutung von nationen- und herkunftsbasierten Klassifizierungen besprochen und auf dieser Grundlage die beispielhaft ausgewählten Aussagen gesellschaftlich verortet werden. Dabei hätte auch stärker hervorgehoben werden können, worauf beispielsweise Rommelspacher (2009) hinweist, dass diese Klassifikationen dazu dienen, soziale Ungleichheiten zu legitimieren und den Zugang zu sozialen, kulturellen und materiellen Ressourcen hierarchisch zu ordnen, bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung des „modernen“ Ideals der Chancengleichheit.

Dies wäre nicht nur für die erwähnten Fragen von Bedeutung gewesen, sondern hätte auch Themen und Problemstellungen aufgegriffen, die verschiedene AutorInnen im Buch selbst aufgeworfen haben. So thematisieren Jörn Keiner und Daniel Reiter im Abschluss ihres Kapitels, dass die pedantische Aufrechterhaltung der Klassifikation als „MigrantIn“ auch von Personen, die in Österreich geboren wurden, als Stigmatisierung angesehen werden könne und deswegen eigentlich keine Berechtigung habe. Auch Walter Fuchs und Arno Pilgram beenden ihren Artikel zu Mythen rund um Kriminalität mit dem Hinweis, dass eine Beschäftigung mit den „ethnozentristischen und -sexistischen Narrativen über Zuwanderung“ (S. 276f) analytisch und thema-

tisch notwendig sei, besonders um Mythenbildungen vorzubeugen. Ein entsprechendes Kapitel hätte diese lose verteilten und nur angeschnittenen Themen aufgreifen und beispielsweise auch Laura Wiesböcks Plädoyer für den Begriff „Geflüchtete“ anstatt „Flüchtlinge“, da letzterer Flucht als Unabgeschlossenes sprachlich fixiert, selbst, wenn die Geflüchteten schon längst angekommen sind, vertiefen und auch den Begriff der „Integration“ dem aktuellen Forschungsstand angemessen problematisieren können.

Auch der von Blumer (1958, S. 6) beschriebene zentrale Aspekt, dass es bei der Produktion von Charakterisierungen und Vorstellungen von als „anders“ Klassifizierten um abstrakte Bilder gehe und nicht um die Gruppen und Gruppenmitglieder selbst, hätte so analytisch betont werden können. Was besonders deswegen angeraten erscheint, da diese „Abstraktionen“ auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung aktiv gesetzt und darüber mitgestaltet wird. Dies hätte auch ein, wie ich finde, wichtiges und schönes Argument weiter untermauert, dass Max Haller in seinem eigenen Beitrag aufwirft. Ein positiveres Bild von Migration und das Abbauen von Hürden könnte etwas befördern, was in der Migrationsforschung als „Zirkulationsmo-

bilität“ bezeichnet wird. Migration, die nicht in den Ankunftsländern enden muss, sondern weitere Mobilität ermöglicht, ohne Angst haben zu müssen, nicht mehr zurückkommen zu dürfen. Sylvia Hahns Schlusssatz fasst dies treffend zusammen: „Migrationen sind sowohl der Kit, der die Menschen zusammenbringt, aber gleichzeitig auch oft (einstweilen noch) ein gesellschaftlicher Prozess, der die Weltbevölkerung spaltet. Letzteres gilt es zu überwinden“ (S. 51).

Andreas Schadauer

Anmerkung

¹ Blumer (1958) 4.

Literatur

- Blumer, Herbert, Race Prejudice as a Sense of Group Position, in: *The Pacific Sociological Review* 1 (1958) 3-7.
- Bogner, Alexander, Wissenschaft und Öffentlichkeit: Von Information zu Partizipation, in: Maasen, Sabine; Kaiser, Mario; Reinhart, Martin; Sutter, Barbara (Hrsg.), *Handbuch Wissenschaftssoziologie* (Wiesbaden 2012) 379-392.
- Rommelspacher, Birgit, Was ist Rassismus?, in: Melter, Claus; Mecheril, Paul (Hrsg.), *Rassismuskritik: Rassismustheorie und -forschung* (Schwalbach 2009) 25-38.